

**Zeitschrift:** Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon  
**Herausgeber:** Schweizerisches Idiotikon  
**Band:** - (1991)  
  
**Artikel:** Das Innere eines Lexikographen  
**Autor:** Dalcher, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1091517>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Das Innere eines Lexikographen

Referat, vorgetragen an der Mitgliederversammlung des  
Vereins für das Schweizerdeutsche Wörterbuch am 2. Mai 1991  
von Peter Dalcher

Meine Damen und Herren,

anständige Referate pflegte man mit der Wendung «schon die alten Griechen» einzuleiten. Ich möchte weiter ausholen und die Frühzeit der Menschheitsgeschichte bemühen, nämlich die sogenannte Sammelstufe insofern, als der Sammeltrieb eine erste Voraussetzung und Grundlage bildet für die Tätigkeit des Lexikographen. Auch Harald Weinrich nennt «eine große Sammelleidenschaft» eine (von vielen) Voraussetzungen für den Wörterbuchmacher,<sup>1</sup> und Jacob Grimm wird im Brockhaus (1954) «ein Genie des Sammelns» genannt.

Eine zweite Voraussetzung des Lexikographen ist die Hinwendung zum Sprachlichen. Ich habe keine Umfrage gemacht unter meinen Kollegen. Aber von einigen weiß ich, daß es wie bei mir die Faszination literarischer Texte war, die aus ihnen Phil.-ler machte. Z.B.:

Also spielen wir Theater,  
Spielen unsre eignen Stücke,  
Frühgereift und zart und traurig,  
Die Komödie unsrer Seele,  
Unsres Fühlens Heut und Gestern,  
Böser Dinge hübsche Formel,  
Glatte Worte, bunte Bilder,  
Halbes, heimliches Empfinden,  
Agonien, Episoden ...<sup>2</sup>

Dann kam die Interpretation solcher Texte, es kamen die Seminare im Bereich der Sprachgeschichte und die unweigerliche Frage der engern Fachrichtung, verbunden mit den Bindungen an einzelne Lehrer. Ohne Professor Otto Gröger würde ich hier kein Referat halten.

Ein bekannter Literaturwissenschaftler meinte kürzlich, Gröger sei als Dozent langweilig gewesen; dem muß ich widersprechen, besonders was die Übungen zum Altschweizerdeutschen betrifft. Mir ergab sich im Anschluß daran die Mög-

lichkeit, für das Grimmsche Wörterbuch die Materialien des Idiotikons zum Stichwort *Vor-Zeichen* auszuschreiben; so kam ich in ersten Kontakt mit der praktischen Lexikographie und in direkte Begegnung mit dem damaligen Leiter unseres Wörterbuchs, eben Gröger, den Guntram Saladin in seinem schönen Abschiedswort «eine in jeder Hinsicht kostbare Persönlichkeit» nennt.<sup>3</sup>

Daneben formten uns die Strengen, linguistisch in meinem Fall Rudolf Hotzenköcherle und Eugen Dieth, beide mit Leib und Seele bei ihrer Sache zwischen dem bündnerischen Muttun<sup>4</sup> und dem schottischen Aberdeen.<sup>5</sup>

Unter der Leitung von Hans Wanner habe ich etwas später mit der Wörterbuch-Arbeit begonnen, sachlich beraten, von Anfang an ernst genommen und ohne Sentimentalität den Schwierigkeiten ausgesetzt. Das Referat soll indes kein Katalog von Schwierigkeiten werden. Eher ein Spaziergang an der Grenze zwischen Objektivem und Subjektivem oder zwischen Absolutem und Relativem (wenn Sie wollen), und zwar anhand einiger Probleme der Alphabetik, der Quellenauswahl und der Artikelgliederung.

Das Alphabet, um damit zu beginnen, mag man als Selbstverständlichkeit der Primarschule oder meinetwegen des Telefonbuchs empfinden und verwenden. Für den Lexikographen aber, der seine Werkstücke in diese (nach Harald Weinrich) «notwendige, aber immer irrationale Ordnung»<sup>6</sup> zu stellen hat, für den Lexikographen bleibt das Alphabet eine lebenslang präsente Unerbittlichkeit, gemildert im Idiotikon teilweise durch das System, Zusammensetzungen und Ableitungen hinter das Grundwort zu stellen. Sie bemerken, daß ich als Positivum werte, was von Leserseite vielfach als Erschwernis (nämlich beim Aufsuchen) empfunden wird. Dieses Lob des Systems basiert vorab auf jenen Fällen, wo eine bestimmte Vokabel in Zusammensetzungen als Grundwort häufig, als Bestimmungswort selten vorkommt: *Täble* z.B., das Kerbholz oder Täfelchen zum Nachweis von Rechten oder Pflichten ist (als Grundwort) von *Alp-Täble* über *Geiß-Täble* bis *Wasser-Täble* 68 Mal in verschiedenen Verbindungen nachgewiesen und geschlossen bearbeitet; als erstes Glied von Zusammensetzungen ist es überhaupt nicht belegt. Wir haben also unter dem Grundwort das ganze «Nest» beisammen und insofern ein schönes Beispiel dafür, daß und wie das Idiotikon-Alphabet die sachbezogene Wortforschung erleichtern kann.

In andern Fällen liegen die Verhältnisse nicht so günstig. Zu *Turb*, *Turbe* oder *Turpe* = ‚Torf‘ vereinigt Band XIII zwar auch 12 Zusammensetzungen wie *Īse-Tūrbe*, *Würzli-Tūrbe* usw.; die Register erweisen aber 23 Verbindungen mit *Turbe*- im ersten Glied, wie *T.-Hütte*, *T.-Böckli*, *T.-Stächer* usw., die dann unter ihrem jeweiligen Grundwort, also ganz verstreut bearbeitet werden bzw. wurden. Das ist die Kehrseite unserer Medaille.

Auch anderweitig kann das Alphabet bzw. die Einordnung Probleme bieten. Das eingangs erwähnte Material zu *Vor-Zeichen* = ‚Vorhalle‘ wurde seither von der Grimm-Redaktion unter V- verwertet, bei uns wartet es, unter *-Zeichen* eingestellt, noch immer auf die Bearbeitung. Historisch betrachtet gehört aber «mein» Wort weder zu V noch zu Z. Zugrunde liegt nämlich lateinisch *porticus*, woraus sich lautgesetzlich althochdeutsch *phorzich* ergab. Die Umdeutung zu *Vor-Zeichen* ist jünger; die Phantasie sprengt das System, könnte man sagen.<sup>7</sup>

Jenseits unserer Reichweite liegen dann Texte wie das folgende Gedicht:

*Absinnthee=eh, git Is d's Ree=eh: ?Wit itz  
d' Fee a'ra, Sitta Stritt:  
?Wit itz meh a'Ra, Gitta Stritta: Chit itz  
Zweeh a'ra, Witta Tritt usw.*

Der Text ist von Adolf Wölfli,<sup>8</sup> entstanden in der bernischen Irrenanstalt Waldau zwischen 1908 und 1912. Die Lautfolgen *Fee a'ra*, *meh a'Ra*, *Zweeh a'ra* oder *Wit itz*, *Chit itz* erinnern an ähnliche Passagen in Kinderliedern, Passagen ohne «Bedeutung» im engern Sinn. *Fee a'ra* mag aber auch, nach *Absinnthee=eh*, auf die «grüne Fee» zu beziehen sein, auf den Absinth also, der zur Zeit der Entstehung des Gedichts verboten wurde. «Es ist oft nicht zu entscheiden», sagt Elsbeth Pulver in ihrem Aufsatz ‚Zur Struktur von Adolf Wölflis Sprachwerk‘,<sup>9</sup> «ob es sich um ein nicht dechiffrierbares, weil von Wölfli verändertes, umspieltes berndeutsches Wort oder um eine Neuerfindung handelt.» Der Lexikograph im engern Sinn ist hier überfordert; mir ist ein Stachel zurückgeblieben.

Ich muß mich zur Ordnung rufen um, wie angezeigt, etwas zu den Quellen vorzubringen. Nicht im Sinne einer Systematik, das leistet unser Quellenverzeichnis. Sondern als Versuch, auf die Beziehungen des Redaktors zu seinen Texten einerseits als

Beleglieferanten und andererseits als persönliche Erfahrungsgrößen aufmerksam zu machen. Ich suche dies an drei mundartlichen und drei ältern Beispielen zu zeigen.

Daß ich mit Gotthelf beginne, wird mir keinen Tadel eintragen. Lesungen meiner Mutter führten mich zu ihm; Walter Muschg vertrieb alle Betulichkeit. *Das sig d' Hauptsach i der Wält, d's Gäld, un was eim d' Sach abtrag*, zitieren wir (Band XIV 477) unter dem Stichwort *abtragen* im Sinn von (einen Ertrag) abwerfen, etwas einbringen. Der Beleg ist ein Musterbeispiel für stilistische Prägnanz und inhaltliche Schärfe, Qualitäten, die uns immer wieder helfen, den Sinngehalt unserer Stichwörter aufzuspüren und aufzuzeigen.

Als zweites Beispiel nenne ich die ‚Sagen aus Uri‘ des Spitalpfarrers Josef Müller, eine dreibändige, teils schriftsprachlich, teils mundartlich abgefaßte Sammlung von Berichten und Erzählungen aus der «steilen Welt» (wie Heinrich Danioth seine Heimat nannte), einer magisch-hintergründigen auch, von Müller in überzeugender Direktheit überliefert: «Zu Schattdorf schliefen zwei Mädchen in einer Kammer. Da kam deren einem das *Toggeli* (...) Das Mädchen (langte) nach der Brust und bekam da so einen Patsch in die Hände, der war pluderlind wie ein recht fettes junges Kätzchen. Den zerriß es und warf ihn auf den Boden hinaus, daß es platschte.» (Band XII 1167.)

Anders wiederum liegen die Dinge bei Traugott Meyer. Er gehörte zu den bewußten Hütern des Dialekts, schrieb und sprach wie *die Olte*. In seinem Haus, in dem ich während meiner Basler Studienzeit lebte, kam viel zusammen: das Lob der Herkunft, die Aufmerksamkeit für die Welt, Angst und Freude, Poesie und Philologie (letztere auch durch den Bruder Dr. Gustav Meyer, s.Z. Mitarbeiter am ‚Thesaurus Linguae Latinae‘ in München). Wer Traugott Meyer hörte, liest ihn entsprechend:

*Und wien i so verzelle, chumm i reech  
in Yfer yne, aß i s «Hüt» vergiß  
und numme no im «Dainisch» inne läbe.<sup>10</sup>*

Die Auswahl von drei Texten der ältern Sprache ist auch nicht gerade einfach. Immerhin kann ich mit dem ersten sozusagen im Zentrum beginnen: Mit Josua Maalers Wörterbuch von 1561, «Alle wörter, namen und arten zuo reden in hochteüt-

scher sprach, dem ABC nach ordentlich gestellt unnd mit guo-tem latein gantz fleißig ... vertolmetscht.» Maalers Werk ist im wesentlichen die umgekehrte Version des lateinisch-deutschen Wörterbuchs von Johannes Fries. Es gibt im Zürich des 16. Jahrhunderts originellere linguistische Leistungen als jene Maalers; aber sein Wörterbuch ist gleichwohl ein Mark- und Meilenstein der Germanistik, und ‚Fris.; Mal.‘ sind uns wieder und wieder willkommen als Zeugen ihrer Zeit und (nicht zuletzt) als Lieferanten von Definitionen. Als Kollegen sozusagen will ich Maaler an den Anfang stellen.<sup>11</sup>

Farbigere Belege aber, wenn Sie mir diese Formulierung gestatten, liefert das Madleni, evangelische Wirtin zu Andelfingen, im Gespräch mit einem «catholischen Pfarrherren uß den Ländera usa», datiert 1712. Der Text wurde 1869 unter dem Titel ‚Alte Dialektproben der deutschen Schweiz‘ von dem Appenzeller Arzt und Wörterbuchverfasser Titus Tobler zusammen mit verwandten Zeugnissen der Zeit herausgegeben; gemeinsam bilden sie in ihrer unverblünten, pamphletartigen Direktheit sprachschichtmäßig eine Quelle ersten Ranges, wenngleich die Verfasser weitgehend unbekannt und die dialektalen Eigenheiten z.T. konstruiert sind.

M(adleni). *Was hättist den schier vergessa z'säga, Jogli?*

Jog(li). *Ja, ma seit, d' Bärner heigind zwo Arschhörner dick dick mit Silber bschlag vo de Urner im Tummelmutz (Gefecht bei Villmergen 1712) überko, das heigind si.*

M(adleni). *Was sygind doch das für Arschhörner, ihr Ehrwürd? I ha gmeint, d' Hörner wach sind uffm Kopff, das thüend si.*

Pf(arrer). *Din Jogli häd si verschnäpfft, mis Madleni; dän er häd wölla säga Harschhörner, welche d' Urner brucha und blasa länd, wenn si kriegä wänd (S. 51).*<sup>12</sup>

Mit dem dritten Beispiel älterer Texte greife ich weiter zurück: Ich möchte die Schweizer Minnesänger hier erwähnen, obwohl oder gerade weil sie nicht so recht in unsern Kanon passen. «Gegen dem morgen suoze ein wahter lute sanc ... frouwe here, ja sult ir wachen, ich sihe des nahtes krefte balde swachen (usw.).»<sup>13</sup> Diese Passage (Heinrichs von Frauenberg) passierte die gemeinsame Korrektur des Artikels *Wächter* nicht: Wir sind tatsächlich nicht verpflichtet und auch nicht genügend ausgerüstet, Spezialfragen der mittelhochdeutschen Literatur aufzuarbeiten. Das heißt indes nicht, daß uns die Gattung nichts angehe; aus Steinmar etwa ist manches eingeflossen, z. B.: «So klage



ich mine swære, die mir tuot ein dirne sældenbære, daz si mich niht zuo zir uf den strousack lat ...» (Band VII 642).

Mit diesen Hinweisen auf einzelne Quellen suchte ich vorab zu zeigen, wie leicht sich Subjektives und Objektives mischen. Wohl ist die Pflicht zur Sachlichkeit jedem, der wissenschaftlich arbeitet, unabdingbar auferlegt. Das seit Staub und Tobler gesammelte, im Laufe eines Jahrhunderts ergänzte Material<sup>14</sup> ist feste Grundlage unseres Tuns, und jeder Zettel sozusagen heilig. Und gleichwohl ist das Festeste nicht so fest: Die Prinzipien der alphabetischen Ordnung sind nicht ganz so stabil, wie man meinen möchte; und die Quellen sind uns, bei allem Wunsch zur Objektivität, lieber oder leider.

Was bedeutet nun diese Quellenfrage im Hinblick auf unsere Artikel? Zunächst nicht viel. Wir arbeiten nach einem festen System. Die Grenzen sind im wesentlichen abgesteckt, räumlich, zeitlich und sachlich. Methodisch sind wir durch die Vorgänger gestützt und gebunden. Wir haben vorab die Verwendung unserer Stichwörter nach möglichen formalen, logischen, historischen, quantitativen und allenfalls grammatischen Gesichtspunkten darzustellen. Wir haben die Bedeutungen in die Verästelungen hinaus zu verfolgen, es sind die zeitlichen und geographischen Verhältnisse und weiter die stilistischen «Befindlichkeiten» und schichtspezifischen Aspekte aufzuzeigen. Die Auswahl der Belege kann keineswegs willkürlich sein. Nur eben: Die Variationsmöglichkeiten sind doch größer, als man meinen möchte. Besonders dann, wenn für eine semantische «Nische» zu viele oder – was selten vorkommt – zu wenig Zeugnisse vorhanden sind; das Ausscheiden und das Aufsuchen von Belegen ist zwangsläufig recht subjektiv, die Gewichtung einzelner Aspekte und die Atmosphäre des Geschilderten hängen weitgehend davon ab.

In bestimmten Fällen können sich aus dem Verhältnis des Redaktors zu seinen Quellen recht markante Probleme ergeben (ich füge zur Sicherheit bei, daß hier nicht von Quellenkritik oder Editionsproblemen die Rede ist, eher von Quellenpsychologie). Ein Beispiel: Das Pronomen *weder* ist meist im Sinn von ‚welcher von zweien‘ bezeugt, z.B.: «Man wisse nit, wedrer mehr selig werden, Predicant oder Pfaffen» (1677) oder, aus dem Avers in Graubünden: *'s ist gl̃ich wäders, e chli go ligge oder go schaffe*. Daneben stehen zwei vereinzelte Belege, in denen «weder» am leichtesten mit ‚jeder‘ wiederzugeben ist; einer stammt aus der Einsiedler Handschrift ,Die

siben strassen zu got', der hochalemannischen Übertragung von ‚De septem itineribus aeternitatis‘ des Rudolf von Biberach aus dem 14. Jahrhundert,<sup>15</sup> der andere aus Gerold Edlibachs Chronik um 1500.<sup>16</sup> Trotz Bedenken ließen wir die Bedeutung ‚jeder‘ in der Disposition, versehen mit einer relativierenden Bemerkung. Ich bin mir selber nicht ganz im klaren, ob beziehungsweise wie weit meine persönliche Affinität zu den genannten Quellen diese Entscheidung beeinflusste.

Auf der Redaktion hält sich das Gerücht oder die Meinung, ein bestandener Mitarbeiter könne aus den inneren Merkmalen eines Artikels auf dessen Verfasser schließen. Das mag auf Selbsttäuschung beruhen insofern, als die Artikel von der Ära Gröger an signiert und somit zuweisbar sind. Aber ein Stück Wahrheit enthält die Meinung sicherlich: Trotz aller strengen Regeln der Darstellung, auf die der Chefredaktor von Amtes wegen besonders zu achten hat, bleibt ein Bereich des jeweiligen Ermessens, der persönlichen Gestaltungsmöglichkeit, kurz: ein Hauch von Freiheit. Auf dem Grat zwischen Skepsis und Vertrauen.

Von Grimms Wörterbuch soll man gesagt haben, es sei «ein gotischer Dom: sehenswert und bewundernswert, doch kein Wohnhaus, und natürlich muß immer daran ausgebessert werden.»<sup>17</sup> Das Idiotikon ließe sich auch in eine architektonische Metapher fassen, wobei ich es Ihnen anheimstelle, ob Sie ein Bürgerhaus, eine Scheune oder sonst ein Aedificium bevorzugen. Ich meinerseits könnte mir auch ein *Spil-Hūs* gemäß Band II 1730 vorstellen, ein «zur Abhaltung von Schaustellungen bestimmtes Haus», eine Bühne also, auf der unsere Welt zwischen A und Z sich abspielt. Wir wären damit wieder beim Theater und können unser Eingangszitat nochmals aufnehmen:

Also spielen wir Theater  
(...)  
Manche hören zu, nicht alle ...  
Manche träumen, manche lachen,  
Manche essen Eis ... und manche  
Sprechen sehr galante Dinge ...  
... Nelken wiegen sich im Winde,  
Hochgestielte weiße Nelken,  
Wie ein Schwarm von weißen Faltern,  
Und ein Bologneserhündchen  
Bellt verwundert einen Pfau an.<sup>2</sup>



## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Harald Weinrich, *Wege der Sprachkultur*. dtv. München 1988, 80.
- <sup>2</sup> Hugo von Hofmannsthal, *Gedichte und lyrische Dramen*. Stockholm 1946, 39 (Prolog zu dem Buch ‚Anatol‘).
- <sup>3</sup> Zürcher Nachrichten 29. 3. 1951.
- <sup>4</sup> Rudolf Hotzenköcherle, *Die Mundart von Mutten*. Frauenfeld 1934.
- <sup>5</sup> Eugen Dieth, *A Grammar of The Buchan Dialect* (Aberdeenshire). Cambridge 1932.
- <sup>6</sup> Harald Weinrich (s. Anm. 1) 74/5.
- <sup>7</sup> Von der Aufhebung der gewöhnlichen alphabetischen Ordnung spricht auch Tarcisius Schelbert in Zusammenhang mit einem kindersprachlichen Verständigungsproblem: «The child's lexicon», sagt er, «is not ordered alphabetically but according to sounds, that is poetically.» In: Mary Snell-Hornby (ed.), *ZüriLEX '86 Proceedings*. Tübingen 1988, 64.
- <sup>8</sup> Adolf Wölfli, *Von der Wiege bis zum Graab (...)* Hg. von der Adolf-Wölfli-Stiftung, Kunstmuseum Bern. Bearbeitet von Dieter Schwarz und Elka Spoerri. Band 1, Frankfurt a. M. 1985, 223 (Nr. 510).
- <sup>9</sup> In: Adolf Wölfli (Katalog zur Ausstellung). Redaktion des Kataloges: Elka Spoerri und Jürgen Glaesemer. 5. Aufl. Bern 1986, 78.
- <sup>10</sup> *Stimmen und Stunde. Vårs und Rym us föifezwänzg Johre*. Aarau 1951, 77.
- <sup>11</sup> Zu Johannes Fries und Josua Maaler vgl. unser Quellen- und Abkürzungsverzeichnis, 3. Aufl. Frauenfeld 1980, unter Fris. bzw. Mal.
- <sup>12</sup> Vgl. dazu Hans Trümpy, *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert*. Basel 1955, 213 f.
- <sup>13</sup> Karl Bartsch (Hrsg.), *Die Schweizer Minnesänger*. Frauenfeld 1886, 132.
- <sup>14</sup> Vgl. dazu (und zum ganzen Werk) Walter Haas, *Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Versuch über eine nationale Institution*. Frauenfeld 1981, besonders 26 ff.
- <sup>15</sup> Herausgegeben und eingeleitet von Margot Schmidt. Quaracchi, Florentiae 1969.
- <sup>16</sup> Gerold Edlibachs *Chronik*; mit Sorgfalt nach dem Original copiert und mit einer gleichzeitig verfertigten Abschrift genau verglichen

und aus derselben vermehrt und ergänzt von Joh. Martin Usteri. Zürich 1847.

- <sup>17</sup> Harald Weinrich (s. Anm. 1) 69. – Offenbar liegt, worauf mich Prof. Dr. Stefan Sonderegger aufmerksam macht, die folgende Heine-Stelle zugrunde: «Der einzige Jacob Grimm hat für die Sprachwissenschaft mehr geleistet, als Eure ganze französische Akademie seit Richelieu. Seine deutsche Grammatik (!) ist ein kolossales Werk, ein gothischer Dom, worin alle germanischen Völker ihre Stimmen erheben, wie Riesenchor, jedes in seinem Dialekte. Jacob Grimm hat vielleicht dem Teufel seine Seele verschrieben, damit er ihm die Materialien lieferte und ihm als Handlanger diene, bey diesem ungeheuren Sprachbauwerk. In der That, um diese Quadern von Gelehrsamkeit herbey zu schleppen, um aus diesen hunderttausend Citaten einen Mörtel zu stampfen, dazu gehört mehr als ein Menschenleben und mehr als Menschengeduld.» Heinrich Heine, Elementargeister. In: Heinrich Heine, Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hg. von Manfred Windfuhr. Band 9, bearbeitet von Ariane Neuhaus-Koch. Hamburg 1987, 11/2.

